

Ein verrücktes Dasein

Woran erkennt man einen Menschen, der Jesus nachfolgt? Das ist keine ganz neue Frage. Schon in der Anfangszeit der neuen Bewegung der Jesusleute, die sich im ersten Jahrhundert nach dem Kreuzestod des Mannes aus Nazareth im östlichen Mittelmeerraum bildet, wird darüber heftig gestritten. Zum Beispiel auch in den Gemeinden, die der Apostel Paulus in der römischen Provinz Galatien in der heutigen Türkei gegründet hat, und an die er den – ziemlich wütenden – Galaterbrief (abgekürzt: Gal) schreibt.

Wozu sind die, die dem Evangelium des Messias Christus vertrauen wollen, verpflichtet? Das ist die große Frage, um die es geht. Da sind die einen, die der Lehre des Apostels anhängen. Sie sagen: Die Taufe genügt. Wer auf den Namen Jesu Christi getauft ist, ist vollwertiges Mitglied der Gemeinschaft. Die anderen halten dagegen: Nein, auch die Beschneidung gehört dazu, die Einhaltung der jüdischen Speisevorschriften und das Befolgen des jüdischen Festkalenders!

Was hier verhandelt wird, ist keine Lappalie. Es geht um Zugehörigkeit, um Identität, um das Wesen der neuen Bewegung. Ist sie als eine innerjüdische zu verstehen? Müssen die, die dazugehören wollen und nicht schon jüdisch sind, erst in den Bund Gottes mit Abraham aufgenommen werden, wofür die Beschneidung das Zeichen ist? So sehen das nicht wenige jüdische Anhänger Jesu, denn schließlich war auch dieser ein Jude.

Oder ist es so, wie es der Apostel Paulus es lehrt: Die Taufe verbindet alle, Juden wie Nichtjuden, zu der neuen Gemeinschaft, zum »Leib Christi«, in der alle auch Anteil haben an dem Bund, den Gott mit Abraham geschlossen hat. Diese Position ist ziemlich clever, denn nicht wenige sogenannte »Heiden« fanden in der damaligen Welt das Judentum sehr attraktiv. In einer religiösen Umwelt voller verschiedener Götter mit den unterschiedlichsten Zuständigkeiten bot der jüdische Monotheismus mit der Verheißung eines mitgehenden Gottes eine attraktive Alternative der religiösen Lebensgestaltung. So gab es in den Synagogen der antiken Städte nicht nur beschnittene Juden, sondern auch viele sogenannte Proselyten, Menschen also, die der jüdischen Religion anhängen, die aber nicht beschnitten waren.

Gerade an diese wendet Paulus sich, wenn er die Botschaft von Jesus verkündet. Ihnen sagt er, dass in dieser neuen Gemeinschaft nicht nur die hergebrachten sozialen Hierarchien und die an das Geschlecht gebundenen Zuschreibungen der antiken Gesellschaft keine Rolle mehr spielen (Gal 3,28), nein, auch überkommene Identitätskonzepte sind obsolet geworden. Die auf Christus getauften erkennt man nicht daran, dass sie beschnitten sind, oder daran, dass sie bestimmte Dinge nicht essen oder daran, dass sie an bestimmten Tagen einen Feiertag haben. Aber: Woran erkennt man sie dann?

Die Antwort auf diese Frage gibt Paulus am Ende des Briefes (Gal 5,25 – 6,10). Hier schlägt er einen versöhnlicheren, fast schon bittenden Ton: »Wenn wir aus dem Geist leben, dann wollen wir dem Geist auch folgen.« Was aber heißt: »aus dem Geist leben«?

Paulus hat eine grundstürzende existentielle Erfahrung gemacht. Er, ein überzeugter Anhänger des Gesetzes, wird im später so genannten Damaskuserlebnis herausgerissen aus all den Selbstverständlichkeiten seines bisherigen Lebens. (Vom Damaskuserlebnis erzählt die Apostelgeschichte in Apg 9,1-19; Paulus spielt Gal 1, 10-16 darauf an) Auf dem Weg nach Damaskus, wo der Jude Paulus dem Treiben der Jesusleute dort ein Ende setzen will, haut es ihn buchstäblich aus dem Sattel. Der, dessen Anhänger er verfolgt, hat ihm offenbar in einem mystischen Erlebnis etwas zu sagen. Der dessen Botschaft er zum Schweigen bringen will, macht ihn, ausgerechnet ihn, der »die Kirche Gottes verfolgte und zu vernichten suchte«, zu seinem Botschafter.

Es ist diese religiöse Erfahrung, die Paulus im Brief an die Galater anspricht. Er erfährt sich als überwältigt, als »verrückt« und in einen völlig neuen existentiellen Rahmen gestellt. Dieses »verrückt sein« ist es, von dem Paulus sagt, es sei ein »Leben aus dem Geist«. Und es ist gut nachvollziehbar, dass viele, denen Paulus die Botschaft von Jesus, dem Christus, brachte, dieses genauso für sich selbst wahr- und annahmen: Da ist ein Gott, der Dich will, der Dir – unabhängig von Deinem sozialen Status, von deinem Geschlecht, ja sogar unabhängig von deiner Schuld, unbedingt nahe ist. In der antiken sozialen und religiösen Wirklichkeit ist das eine ungeheuer frohe Botschaft, ein wirklich erlösendes Evangelium.

Diese existentielle Erfahrung, wenn sie denn als solche angenommen wird, kann nicht ohne Konsequenzen bleiben. Wer aus dem Geist lebt, der muss »dem Geist auch folgen«. Und hier wird nun sichtbar, woran man die erkennt, die Glieder der neuen Gemeinschaft, Glieder am Leibe Christi sind. Sie zeichnen sich aus, durch ihre Weise des in der Welt seins, durch ihren Habitus. Bescheidenheit, Friedfertigkeit, Güte, Geschwisterlichkeit und ein sorgender Blick auf den Nächsten kennzeichnen diese Menschen. Sie sind zurückhaltend im Urteil, weil sie um ihre eigenen Fehler wissen, und sie erwarten nicht den Lohn der Welt, sondern tun Gutes in der durchaus unbestimmten Hoffnung, dass dabei schon irgendwie Gutes auch für sie herauskommen wird.

Ist das nicht ein etwas zu erwartungsfrohes Bild von den Möglichkeiten des Menschen, das Paulus hier zeichnet? Durchaus – und tatsächlich wird er in den späteren Briefen an die Korinther (es gibt zwei, den 1. Korintherbrief und den 2. Korintherbrief, abgekürzt: 1. Kor / 2. Kor) und vor allem an die Römer (abgekürzt: Röm) die Bedeutung klarer Regeln wieder deutlich positiver zeichnen als er es hier gegenüber den Galatern tut.

Und dennoch: Diese enthusiastische Begeisterung mit der Paulus die Möglichkeiten des Menschen beschreibt, der sich im Gnadenraum Gottes wiederfindet und sich darin einrichtet, sie hat etwas bleibend Verlockendes. Wer würde nicht so sein wollen? Und wer erlebt es nicht als Glück, Menschen zu begegnen, die so sind?

Zum Nachlesen

Brief des Apostels Paulus an die Galater; besonders Kap. 5, 25- 6,10

Zum Hintergrund

Klaus Wengst, Wie das Christentum entstand. Eine Geschichte mit Brüchen im 1. und 2. Jahrhundert, Gütersloh 2021.



Mehr als genug ...

»Wenn jeder dem anderen helfen wollte, wäre allen geholfen.« Ist es eine Hoffnung, die Marie von Ebner Eschenbach hier zum Ausdruck bringt? Eine Erwartung, oder sogar eine Forderung? Worauf immer sie mit diesem Satz auch zielte: Eine Welt, in der alle allen helfen, bleibt eine Utopie. Oder?

Die Bibel kennt im Lukasevangelium (abgekürzt: Lk) eine Geschichte, in der diese Utopie, wenigstens im Kleinen, Wirklichkeit wird. Die meisten Menschen kennen diese kleine Erzählung als die Geschichte von der wunderbaren Brotvermehrung: Jesus zieht mit seinen Jüngern in Galiläa als Wanderlehrer umher. Zu seiner Zeit nichts so Ungewöhnliches. Viele Menschen folgen ihm und am Abend eines Tages fürchten seine Jünger, dass sie ein Problem bekommen könnten, weil es so viele sind. Sie bitten Jesus, die Leute jetzt wegzuschicken, damit diese sich in der Umgebung Unterkunft und Verpflegung beschaffen können. Jesus antwortet listig: »Gebt ihr ihnen zu essen!« Die Jünger schauen betreten drein: »Wir haben nicht mehr als fünf Brote und zwei Fische. Wir müssten erst etwas einkaufen.« Was da ist, reicht nicht für alle, ist also die Antwort und vielleicht darf man sich vorstellen, dass Jesus daraufhin die Augen rollt. Er bittet seine Jünger, die Menschen dazu aufzufordern, sich in kleineren Gruppen zusammensetzen. Jetzt nimmt Jesus die fünf Brote und zwei Fische, betet ein Dankgebet, segnet die Mahlzeit, bricht das Brot und fordert die Jünger auf, mit dem Verteilen zu beginnen. »Und alle aßen und wurden satt. Als man die übrig gebliebenen Brotstücke einsammelte, waren es zwölf Körbe voll.« (Lk 9, 12-17)

Fünf Brote und zwei Fische sollen also genug gewesen sein, um eine große Menschenmenge satt zu bekommen? Kann man das glauben? Haben die Menschen zur Zeit Jesu oder die ersten Leserinnen und Leser des Lukasevangeliums, das etwa 30 bis 50 Jahre nach dem Tod Jesu aufgeschrieben wurde, das geglaubt? Wohl kaum! Die Menschen damals waren auch nicht dümmer als die von heute, auch wenn ihr Weltbild ein anderes und der wissenschaftliche Kenntnisstand der Zeit deutlich begrenzter war. Wie viele Mäuler man mit fünf Broten und zwei Fischen gestopft bekommt, dass wusste man damals auch schon. Was also erzählt diese Geschichte?

Im Lukasevangelium steht die Geschichte von der »Brotvermehrung« ziemlich am Ende eines großen Abschnittes, in dem von dem Wirken Jesu in Galiläa, seinem öffentlichen Auftreten also, berichtet wird, vor dem Abschnitt, der seinen Weg nach Jerusalem und die Passionsgeschichte erzählt. Die zentrale Botschaft, die Jesus öffentlich verbreitet, ist die Verkündigung der »basileia thou theou«, der Gottesherrschaft (Lk 4,43). Gemeint ist damit aber nicht so sehr, das etwas von außen oder vom Himmel kommend in die Welt hineindringt, sondern vielmehr, dass eine Qualität sichtbar wird, die die Welt immer schon hat. Die Herrschaft Gottes kommt nicht nur, sie ist auch schon da, nämlich immer dann, wenn Menschen sich in den Raum dieser Herrschaft begeben und sich von ihr leiten lassen. Was dann geschehen kann, davon erzählt die Geschichte von der Brotvermehrung:

Jesus und seine Begleiter haben ein Problem. Ihnen sind ein Haufen Leute gefolgt und am Abend haben seine Jünger Sorge, dass diese Menschen die Nacht im Freien und vor allem hungrig verbringen müssen. Als sie Jesus darum bitten, die Menschen wegzuschicken, provoziert er sie: »Gebt ihr ihnen zu essen!« Und vielleicht grinst er sie bei diesem Satz an. »Wir haben aber fast nix!«, ist die Antwort der Jünger. Und dann geschieht etwas Merkwürdiges: Jesus lässt die Menschenmenge Gruppen bilden. Man setzt sich zusammen, schafft Intimität, eine Atmosphäre, wie sie Familien kennen, die sich um den Tisch versammeln, oder auch Soldaten, wenn sie abends am Feuer sitzen und als Compañeros, als »Mitbrötler«, die ihrem Trupp zugeteilte Tagesration verzehren. Dann segnet Jesus Brot und Fische und lässt die Jünger das Wenige verteilen. Warum wird dieses Wenige nun aber auf einmal so viel, dass am Ende sogar noch etwas übrigbleibt?

Hier kommt nun das Gottesreich ins Spiel: Was, wenn Jesus mit seinem Handeln auch das Handeln anderer in Gang setzt? Was, wenn die Konsequenz dessen, wovon Jesus den Menschen den Tag über erzählt hat, mit einem Mal buchstäblich greifbar wird? Jesus nimmt, segnet und verteilt. Die anderen sehen es und plötzlich wird klar: So funktioniert das also, wenn wir uns unter die Herrschaft des Gottesreiches

begeben. Und dann erinnert sich in der einen Gruppe einer daran, dass er in seiner Tasche noch ein paar Datteln hat. Und daneben sitzt einer, der sein halbes Brot hervorholt und gegenüber hat eine Frau noch ein paar Oliven ...

Auf einmal öffnen sich die Menschen für die Not des anderen, sie geben, was sie haben im Vertrauen darauf, dass sie gesegnet und aufgehoben sind in einen Gnadenraum, in dem immer schon für sie gesorgt ist. Und mit einem Mal ist mehr als genug da! Ein Wunder, kein Zweifel, aber sicher keine Utopie!

Zum Nachlesen

Lk 9, 12-17

Zum Hintergrund

Gerd Theißen, Der Schatten des Galiläers. Jesus und seine Zeit in erzählender Form, Gütersloh 2004



In Gottes Reich sind alle gleich

»Brot und Wein haben wir, jetzt fehlt nur noch Ihr« – der Satz spielt auf das gemeinsame Essen von Brot und Trinken von Wein als wichtigem Bestandteil christlicher Gottesdienste an. Während es in den evangelischen Kirchen eigene »Abendmahlsgottesdienste« gibt und im gewöhnlichen Gottesdienst die Predigt im Mittelpunkt steht, ist bei den Katholiken die so genannte »Eucharistiefeier« das Zentrum jedes Gottesdienstes. Aber worum geht es dabei eigentlich?

Im Hintergrund der Abendmahlsfeier steht eine biblische Geschichte: Am Abend vor dem Tag, an dem gegen Jesus Anklage erhoben und er gekreuzigt wird, versammelt er seine Jünger zu einem letzten Abendmahl (Matthäusevangelium Mt 26,17–29; Markusevangelium Mk 14,12–25; Lukasevangelium Lk 22,7–38). Es ist der Abend des Pessachfestes, an dem Juden der Rettung des Volkes Israel aus der Sklaverei im Lande Ägypten gedenken und in den Hausgemeinschaften eine gemeinsame Mahlzeit halten, die besonderen Regeln folgt (vgl. Exodus Ex 12). Zum Ritual dieses Abends gehört es, Brot zu brechen, zu teilen und gemeinsam zu verzehren sowie mehrere Becher Wein reihum gehen zu lassen und so zu leeren. Jesus nimmt der Erzählung im Neuen Testament nach dieses Ritual auf, deutet es aber um. Aus dem Mahl, das an die Befreiung aus Ägypten erinnern soll, wird ein Mahl, das die Jünger zur Erinnerung an Jesus feiern sollen und mehr noch – mit dem die Jünger sich Jesus sozusagen einverleiben. Das Lukasevangelium erzählt: »Und er nahm Brot, sprach das Dankgebet, brach das Brot und reichte es ihnen mit den Worten: Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird. Tut dies zu meinem Gedächtnis! Ebenso nahm er nach dem Mahl den Kelch und sagte: Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut, das für euch vergossen wird.«

Das alles wirkt sehr befremdlich und wird etwas verständlicher, wenn man sich den geschichtlichen Hintergrund vor Augen führt, vor dem die Evangelien diese Geschichte erzählen. Zwei Aspekte sind bedeutsam: Zum einen der Weg der Jesusnachfolger aus der jüdischen Welt hinein in die nichtjüdische Gesellschaft und zweitens die Bedeutung gemeinsamer Mahlfeiern in der antiken Welt.

Damals ist das bestimmten Regeln folgende Gemeinschaftsmahl die soziale Institution schlechthin. Nicht nur die Juden feierten Pessach. Es gab in der römischen Welt ein ausgeprägtes Vereinswesen. Es gab Familienvereine, Philosophenschulen, Begräbnisvereine und dergleichen. Und alle kannten das gemeinsame Essen als wesentliches Ereignis des sozialen Zusammenseins. Hier vermischten sich die sozialen Gruppen, gesellschaftliche Unterschiede wurden weniger scharf gesehen, ein Gefühl von Gemeinschaft, Zugehörigkeit und Identität konnte wachsen.

In dieser Welt entstehen die Gemeinden von Jesusnachfolgern, zu denen bald nicht nur Juden sondern auch viele Nichtjuden gehören. Und so verändert sich die Deutung dessen, was im gemeinsamen Mahl geschieht. Hatten der Jude Jesus und seine Jünger noch die Erinnerung an die Befreiung aus Ägypten gefeiert, so feierten die nichtjüdischen Jesusnachfolger einige Jahrzehnte später die Erinnerung an den Messias, dem sie nachfolgten; die Erinnerung an seinen Tod und an seine Auferstehung. Jüdische Motive und Motive, die sie aus der Welt, in der sie lebten kannten, wurden dabei zu etwas neuem verschmolzen, das auch den Menschen eine Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Jesusnachfolger ermöglichte, die nicht jüdisch waren.

Das bedeutete aber zugleich, dass die Botschaft des Juden Jesus nun in einem weit größeren Kontext aufgenommen und verstanden werden konnte. Jesus hatte ja nicht nur das letzte Abendmahl gefeiert. Vielmehr waren Mahlgemeinschaften eine Art Markenzeichen für sein Auftreten gewesen. Immer wieder isst und trinkt er mit Menschen, wobei ihm soziale Tabus offenbar herzlich gleichgültig sind. Seine Gegner machen ihm zum Vorwurf, mit Sündern zu essen und ein Fresser und Säufer zu sein (vgl. Matthäusevangelium Mt 19,11).

Gerade das aber ist das provokative andere bei Jesus: Dort wo das Gottesreich angebrochen ist, gelten die Tabus nicht mehr, sind auch die Sünder angenommen. Das gemeinsame Essen wird zu einem Handeln, in dem das Heil, von dem Jesus spricht, sichtbar und erlebbar wird in der idealen Gemeinschaft derjenigen, die sich unter die Herrschaft des Gottesreiches stellen.

Bibelentdecker- Kalender

2022

Andrea Lienhart

März

Das die Feier des Abendmahls oder der Eucharistie in der Tradition dieser Kraftquelle des Anfangs steht, kann vielleicht über die Tristheit und rituelle Starre mit der sie gelegentlich erlebt wird, hinwegtrösten oder auch neue Ideen für die Feier in der Gemeinde beflügeln.



Auferstehung - eine Erfahrung der anderen Art

Ostern ist das wichtigste Fest der Christen. Gefeiert wird das Ereignis, das am Anfang der Bewegung stand, aus der sich das Christentum entwickelte: Die Auferweckung des gekreuzigten Jesus von Nazareth und seine Auferstehung von den Toten (Matthäusevangelium Mt 28,1-8; Markusevangelium Mk 16,1-8; Lukasevangelium Lk 24,1-11; Johannesevangelium Joh 20,1-10). Das ist eine ungeheuerliche Geschichte und so wurde sie auch immer schon wahrgenommen. Schon der Apostel Paulus kann nur wenige Jahre nach diesem Geschehen feststellen, dass viele die Botschaft von Kreuz und Auferstehung Jesu für anmaßend oder schlicht für dumm halten (Erster Brief an die Korinther 1. Kor 1, 23). Was soll man heute also von dieser Botschaft glauben?

Was offensichtlich ist: Die Menschen, die Jesus nachfolgten, mit ihm in Jerusalem waren, den Prozess gegen ihn erlebten und Zeugen seiner Kreuzigung wurden, machten nach diesen Ereignissen Erfahrungen, die ihre gewohnte Wahrnehmung von Wirklichkeit durchbrachen. Den, den sie für tot hielten, erlebten sie als lebendig gegenwärtig. Und dieses Erleben war so stark, dass Menschen bereit waren, ihr ganzes Leben in den Dienst dieser Erfahrung zu stellen und zu Botschaftern Jesu zu werden.

Von Anfang an ging bei all dem aber nicht einfach darum, dass der Tote Jesus sozusagen »wieder da« ist und nun wieder auf der Welt herumspaziert. Das älteste Evangelium, das Markusevangelium, erzählt von einer Gruppe von Frauen, die einige Tage nach der Bestattung zum Grab geht, um den Leichnam zu balsamieren. In der Grabkammer erwartet sie eine Gestalt, die ihnen mitteilt, Jesus sei »von den Toten auferweckt« worden und nicht da«. Von Auferstehung spricht diese Gestalt aber nicht (Mk 16,5f.). Auch die zwei Männer, die im Bericht des Lukasevangeliums den Frauen am Grab begegnen sprechen von der Auferweckung Jesu (Lk 24, 6). Lukas ergänzt aber seinen Bericht um die Geschichte der beiden Anhänger Jesu, die auf dem Weg nach Emmaus sind (Lk 24,13-32). Jesus gesellt sich zu ihnen. Man spricht über die Ereignisse in Jerusalem, die mit Jesu Tod endeten und der Fremde erschließt den Jüngern ein Verständnis für das, was da geschehen ist. Das Interessante dabei: Die Jünger erkennen Jesus zunächst nicht. Erst, als dieser am Abend das Brot mit ihnen bricht, wird den beiden klar, mit wem sie es zu tun haben. Ähnliches wird im Johannesevangelium geschildert: Als Maria von Magdala weinend vor dem leeren Grab steht, begegnet sie einem Mann, den sie zunächst für den Gärtner hält. Sie verdächtigt ihn, den Leichnam Jesu weggenommen zu haben. Erst als dieser sie mit ihrem Namen anspricht, erkennt sie ihren Lehrer und kann den anderen Jüngern berichten: »Ich habe Jesus, den Lebendigen gesehen.« (Joh 20,14-18)

Dass selbst die Menschen, die Jesus im Leben sehr nahe waren, den Auferstandenen nicht erkennen zeigt: Schon die frühen Christen deuteten »Auferstehung« nicht einfach als »Rückkehr« eines Toten in das Leben. Vielmehr müssen die, die Jesus als den Lebendigen erkennen, von diesem angesprochen werden, er muss ihnen, wie den Emmausjüngern, die Augen öffnen.

Am dramatischsten wird diese Notwendigkeit am Ende des Johannesevangeliums vor Augen geführt: Thomas, einer der Jünger, glaubt nicht, was ihm die anderen Jünger erzählen, dass sie nämlich Jesus gesehen hätten. Thomas aber will ihn nicht nur sehen, er will ihn auch anfassen. Dann erscheint Jesus auch ihm und fordert Thomas auf, ihn zu berühren. Was geschieht? Das Evangelium erzählt nun gerade nicht, das Thomas die Wunden Jesu untersucht, wie Rembrandt das so eindrucksvoll und ein bisschen gruselig gemalt hat. Direkt angesprochen von Jesus bekennt Thomas vielmehr: »Ich will dich verehren und will dir gehorchen, du bist der Lebendige, mein Gott.« (Joh 20,24-29)

Auferstehung – das ist für die, die sich der Jesusbewegung aus der das Christentum entstehen sollte anschlossen, zuerst und vor allem eine Erfahrungswirklichkeit. Sie erlebten sich als angesprochen und spürten: Der, dem wir gefolgt sind, und seine Botschaft sind nicht totzukriegen. Diese Erfahrung aber ist keine, die nur die Jünger Jesu vor 2000 Jahren machen konnten. Sie ist vielmehr eine Erfahrung, die auch heute in das Leben von Menschen einbrechen kann, wenn sie denn bereit sind den Ruf zu hören und sich ansprechen zu lassen.

Bibelentdecker- Kalender

2022

Andrea Lienhart

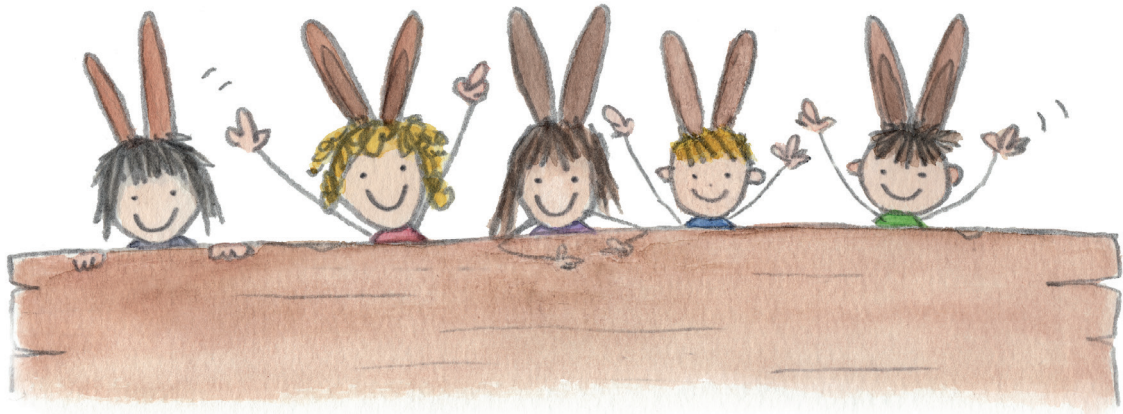
April

Zum Nachlesen

Mt 28,1-8; Mk 16,1-8; Lk 24,1-11; Joh 20,1-10

Zum Hintergrund

Luzia Sutter-Rehmann u.a., Sich dem Leben in die Arme werfen. Auferstehungserfahrungen, Gütersloh 2002



Wenn das Unmögliche möglich wird

Wunderberichte, Erzählungen über Zeichen und Machttaten Gottes – für Menschen, die die Bibel nicht wörtlich nehmen, sind es gerade diese Texte, die sie befremden. Kann man ein Buch, in dem behauptet wird, ein Mann namens Jesus habe Dämonen ausgetrieben, die in eine Schweineherde eingefahren seien, die sich dann in einen See gestürzt habe (Matthäusevangelium Mt 8,28-34; Markusevangelium Mk 5,1-17; Lukasevangelium 8,26-39) ernst nehmen? Kann man eine Geschichte glauben, in der es heißt ein ganzes Volk sei vor einer es verfolgenden Armee gerettet worden, weil Gott das Meer geteilt habe (Exodus Ex 14)?

Es stimmt: In den weit zurückliegenden Jahrhunderten, in denen die Texte der Bibel entstanden, war das Weltbild der Menschen ein anderes. Zahlreiche Phänomene in der Natur, die wir heute mit wissenschaftlichen Methoden erklären können, galten den Menschen damals als unmittelbare Einwirkungen göttlicher Kräfte in die sie umgebende Umwelt.

Doch darf man sich die Menschen damals auch nicht zu naiv vorstellen. Sie verfügten durchaus über Erfahrungswissen und in den Hochkulturen der damaligen Zeit gab es hoch entwickelte Formen von Wissenserwerb, Wissensweitergabe und Wissensnutzung. Die Pyramiden wären ohne exakte Kenntnisse der Mathematik, Geometrie und Architektur kaum gebaut worden. Es gab damals auch großes Wissen über das Zusammenwirken der Naturkräfte z.B. im Hinblick auf die Landwirtschaft, und manche Heilkunst der damaligen Zeit lässt heute noch staunen.

Man darf darum beim Lesen von Wundergeschichten in der Bibel eines nicht vergessen: Die biblischen Texte sind Literatur. Sie wollen einem durchaus gebildeten Lesepublikum (lesen konnten in den Tagen, als die biblischen Texte entstanden, nur wenige Menschen, die zumeist eine religiöse Funktion hatten!) das Leben deuten, sie fragen nach dem Woher und dem Wozu des Daseins und wollen den Menschen vermitteln, worauf man hoffen und sein Leben gründen kann. So hat die Geschichte vom Durchzug durch das Rote Meer möglicherweise einen wahren Kern: Es gibt im Mündungsdelta des Nils Gebiete, die normalerweise überflutet sind, aber trocken fallen können, wenn der Wind länger aus einer bestimmten Richtung weht. Vielleicht gab es eine Erzählung, die davon berichtete, wie eine Gruppe von Verfolgten ihren Feinden dadurch entkommt, dass sie über trocken gefallenen Meeresboden fliehen können, während die Verfolger im Wasser stecken bleiben, als der Wind dreht. Die Entkommenen werden dieses Naturphänomen als göttliches Eingreifen wahrgenommen und erzählt haben. Gott hat das Unmögliche möglich gemacht, indem er sich der Natur bediente. Die Freude über das Gelingen des Unwahrscheinlichen wird erzählend weitergegeben und schließlich zu einer Geschichte, die von den Ursprüngen des Volkes Israel erzählt und so groß wird, dass sie von Hollywood bildmächtig in Szene gesetzt werden kann.

Und wenn man weiß, dass in der Nähe des Sees Genesareth um das Jahr 66 nach Christus, also in der Zeit, in der die Texte des Neuen Testaments entstehen etwa 2.000 Mann einer römischen Legion stationiert waren, die in ihrer Legionsstandarte als Legionszeichen ein Wildschwein führte, dann auch die Geschichte von der Dämonenaustreibung einen ganz anderen Klang. Sind die Dämonen diese Soldaten, deren Macht so brutal ist, dass sie die Menschen traumatisiert und verrückt macht? Bringt sie Geschichte zum Ausdruck, welches Potential des Widerstands in der Botschaft Jesu liegt?

Die Wundergeschichten der Bibel sind Literatur. Sie erzählen nicht vom Durchbrechen der Naturgesetze durch ein göttliches Eingreifen, sondern davon, wie im Vertrauen auf Gott in der Welt mit seinen Gesetzen das Unmögliche doch möglich werden kann. Wundergeschichten deuten das Leben in der Hoffnung auf Gott und: sie wollen gedeutet werden.

Zum Lesen

Mt 8,28-34; Mk 5,1-17; 8,26-39; Ex 14

Zum Hintergrund

Ruben Zimmermann u.a., Kompendium der frühchristlichen Wundererzählungen.
Band 1: Die Wunder Jesu, Gütersloh 2013



Beten und Leben sind eins

Hilft beten? Lässt sich Gott im Gebet überreden, vielleicht sogar nötigen, so dass Gott geben muss, worum der oder die Betende bittet? Es scheint, als habe Jesus selbst diese Meinung ganz offensiv vertreten. »Bittet, dann wird euch gegeben, klopft an, dann wird euch geöffnet«, so verspricht er es im Lukasevangelium (Lk 11,9).

Ist das Vertrauen auf das zuverlässige Eintreffen der Hilfe Gottes nicht allzu naiv? Es widerspricht doch jeder Lebenserfahrung. Wie viele Menschen bitten um Rettung, um Heilung oder auch nur um eine klare Orientierung darüber, wie sie ihr Leben leben sollen und bleiben doch ohne Erhörung. Und auch Jesus selbst macht genau diese Erfahrung, so erzählen es die Evangelien. In der Nacht vor seiner Verhaftung erfasst ihn Panik. Er bittet: »Vater, wenn du willst, nimm diesen Kelch von mir!« (Lukasevangelium Lk 22,39-44; Matthäusevangelium Mt 26,36-46; Markusevangelium Mk 14,32-42) Aber der Kelch geht nicht an ihm vorüber. Noch in der Nacht wird er gefangen genommen, am folgenden Tag macht man ihm den Prozess, foltert und tötet ihn. Und das letzte Wort Jesu nach dem Zeugnis des Matthäusevangeliums ist ein Zitat aus den Psalmen: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« (Mt 27,46; Psalm Ps 22,2)

Ist also auch sein Vertrauen enttäuscht worden? Ist das Gebet nichts mehr, als der Strohalm der Verzweifelten? So sinnlos, wie die Angst der Bedrängten groß ist?

Bemerkenswert ist eine Ergänzung, die Jesus seiner Bitte um Verschonung von seinem Leiden hinzufügt: Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe. Und ähnlich formuliert es Jesus den Evangelien zufolge in dem Gebet, dass das Grundgebet der Christenheit wurde. Im Vaterunser, wie es das Matthäusevangelium überliefert, heißt es: »Dein Wille geschehe.« (Mt 6,7-17).

Vielleicht muss man, wenn es um das Beten geht, genau diese beiden Aspekte zusammen sehen: Die absolute Gewissheit des Bittenden geht zusammen mit der vollständigen Hingabe an den Willen Gottes. Ein Bittgebet ist dann nicht einfach eine Aufforderung an Gott, dieses oder jenes zu tun oder zu ermöglichen. Es ist mehr. Es zugleich Ausdruck der Übereignung des ganzen Lebens hinein die Wirkmacht Gottes. Das Gebet ist dann auch nicht mehr nur ein einzelner Akt des Betenden, in dem sich dieser Gott zuwendet, um sich nach dem Gebet wieder anderen Dingen zu widmen. Hat der oder die Betende zugestimmt, das »sein Wille geschehe«, dann ist das Gebet eine Kommunikation im Rahmen einer beständigen Beziehung. Mehr eine Frage, als eine Aufforderung. Eine Aktualisierung in einer Gottesbeziehung, die das beständige Fundament der Existenz bildet.

Dann lehrt nicht nur die Not das Beten, sondern die Existenz selbst ist ein Gebet. Genau in diesem Sinne konnte Paulus die Christen seiner Gemeinde auffordern: »Betet ohne Unterlass«. (Erster Brief an die Thessalonicher 1 Thes 5,17) Paulus geht es nicht um einen Gebetsmarathon, eine Art Staffelnbeten, wie heute manche meinen. So als müsste man Gott betend bei der Stange halten. Was Paulus meint ist: Lebt in einer Haltung, die stets und immer mit der wohlwollenden Wirklichkeit Gottes rechnet, die sich Gott aber auch übereignet.

So gesehen sind Leben und Beten nicht verschieden. So gesehen wird bekommen, wer bittet und so gesehen wird, wer fromm ist, bekommen was er will, wenn Frömmigkeit denn bedeutet, sich im eigenen Wollen, vom Wollen Gottes getragen zu wissen.

Zum Lesen

Lk 11,1-13; Lk 22,39-44; Mt 26,36-46; Mk 14,32-42; Mt 6,7-17

Zum Hintergrund

Harold S. Kushner, Warum guten Menschen Böses widerfährt, Gütersloh 2010



Danken macht froh

Was hilft Menschen, die Zumutungen, die das Leben für jeden bereithält, zu ertragen? Wie kommt es, dass manche an dem Unglück und Scheitern, das sie erfahren, verzweifeln, während andere, die nicht weniger Last zu tragen haben, ganz zufrieden mit ihrem Dasein sind? Die moderne Psychologie hat eine Antwort auf diese Frage: Dankbarkeit. Dankbarkeit einzuüben, sich regelmäßig bewusst zu machen, wofür man dankbar sein kann, ist eine gute Methode, ein Grundgefühl von Zufriedenheit und Zuversicht zu entwickeln. Dieses Grundgefühl macht es einem leichter, auch dann den Kopf nicht hängen zu lassen, wenn das Leben einmal nicht so rund läuft.

Die Bibel kennt eine Fülle von Texten, die genau diese Haltung zum Ausdruck bringen. Einer der schönsten ist vielleicht der Psalm 136, ein Danklied, das seinen ursprünglichen Ort möglicherweise im Gottesdienst im Tempel in Jerusalem hatte. Und klingt nicht der Psalm 104 wie eine Dankbarkeitsübung, die – regelmäßig gemacht – den Blick verändert und die Angst nimmt?

Zum Lesen

Psalm 136; Psalm 104

Zum Hintergrund

Dietrich Bonhoeffer, Die Psalmen. Das Gebetbuch der Bibel, DBW 5, Gütersloh 1993



Ohne Freiheit gibt es keinen Raum für die Liebe

Die Erzählung vom Garten Eden und der Vertreibung der ersten Menschen aus diesem Paradies kann man leicht als ein belangloses Märchen abtun. Schließlich wissen wir doch, dass die Welt nicht in sieben Tagen entstanden ist und dass es darum auch keinen paradiesischen Urzustand der Schöpfung gegeben hat, den Gott beendet hat, weil die Menschen ihm nicht gehorsam waren.

Aber: Will die Paradieserzählung wirklich von einem vollkommenen Ort erzählen, den die Menschheit einst bewohnte und der nun für immer verloren ist? Oder geht es um etwas ganz Anderes?

Ein merkwürdiger Satz, den die Bibel Gott in den Mund legt, gibt einen Hinweis: »Schau, der Mensch ist im Blick auf die Erkenntnis von Gut und Böse wie einer von uns geworden.« (Buch Genesis Gen 3,22) Die »böse Tat« der Menschen ist es, zwischen Gut und Böse unterscheiden zu können? Was aber soll daran denn falsch sein?

Nichts. Aber die Tatsache, dass Menschen dies können an sich ist ein Problem und dieses Problem steht im Mittelpunkt der Paradieserzählung. Diese hat keinerlei geografisches Interesse, sehr wohl aber eine literarische und philosophische Absicht. Die Paradieserzählung fragt: Wie kommt es eigentlich, dass wir Menschen – anders als offenbar die Tiere und die belebte uns umgebende Natur – entscheiden können, aber eben auch entscheiden müssen, was wir tun wollen und was wir nicht tun wollen? Wie kommt es, dass wir Verantwortung übernehmen müssen für unser Leben, während alle anderen Lebewesen offenbar ihr Dasein in »paradiesischer Unschuld« leben dürfen. Die Antwort: Weil wir wie Gott sind, weil wir zwischen Gut und Böse unterscheiden können, weil wir die Fähigkeit, aber auch die Freiheit zur Erkenntnis haben. Es ist dieses Leiden an den Möglichkeiten des Menschseins, dessen Herkunft dieser biblische Text deutet.

Er tut dies mit einem gewissen Pessimismus. Wäre es nicht schön, wenn wir die Freiheit der Entscheidung gar nicht hätten? Allerdings: Sich entscheiden zu müssen, das ist die schwere Herausforderung des menschlichen Lebens. Sich entscheiden zu können, aber auch das ureigene Kennzeichen der Freiheit des Menschen. Und genau diese Freiheit ist die Voraussetzung für etwas, worauf niemand verzichten möchte: die Voraussetzung für die Fähigkeit zur Liebe.

Wie diese Fähigkeit zur Liebe verwirklicht wird, wie Liebe, Zuwendung und Heil trotz aller menschlichen Schwäche, trotz Egoismus und Gottferne doch immer wieder real werden können, darum geht es in alle den vielen Kapiteln, die der biblischen Erzählung von der Vertreibung aus dem Paradies im Alten und im Neuen Testament folgen!

Die Paradieserzählung, sie ist die Urerzählung über die *conditio humana*, über die besondere Bedingung, in der wir Menschen uns als geistbegabte und freiheitsbefähigte Wesen in dieser Welt vorfinden.

Zum Lesen

Gen 2,15 - 3,24

Zum Hintergrund

Rainer Oberthür, Das Buch vom Anfang von allem. Bibel, Naturwissenschaft und das Geheimnis unseres Universums, München, 4. Auflage 2018



Wer ist mein Nächster?

Was heißt es, anständig zu handeln? Die Geschichte vom Barmherzigen Samariter, die das Lukasevangelium erzählt (Lk 10, 30-37) macht deutlich, dass die meisten Menschen ein ganz gutes Gefühl dafür haben. Jesus diskutiert mit einem Schriftgelehrten über die Frage: »Wer ist mein Nächster?« Er erzählt die Geschichte von dem Mann, der auf dem Weg von Jericho nach Jerusalem überfallen und von seinen Peinigern halbtot am Wegesrand zurückgelassen wird. Ein Priester und ein Levit, Angehörige des religiösen Establishments am Jerusalemer Tempel, lassen den Verletzten liegen. Erst ein Samariter hilft. Dem Schriftgelehrten, mit dem Jesus diskutiert, ist ganz klar: Dieser Samariter ist dem Verletzten zum Nächsten geworden, weil er barmherzig war. Alles ganz einfach also?

Nicht ganz, denn die Geschichte spielt mit den Konventionen der damaligen Zeit und macht deutlich, dass das was »eigentlich« selbstverständlich scheint, in Wahrheit so klar gar nicht ist. Denn der Priester und der Levit, die den Verletzten unversorgt lassen, handeln nach ihren ethischen Maßstäben nicht falsch. Beide gehören zu den religiösen Akteuren am Jerusalemer Tempel. Sie sind, das konnten die Zuhörenden zur Zeit Jesu sofort verstehen, ohne dass es ausgesprochen werden musste, auf dem Weg nach Jerusalem, um ihren turnusgemäßen Dienst am Tempel zu leisten. Sie vollziehen dort die Opferrituale, die nach den Konventionen der damaligen Zeit für das Wohl und das geordnete Gottesverhältnis der Menschen unverzichtbar sind. Und damit sie diese vollziehen können, müssen Priester und Levit kultisch rein sein. Einen Verletzten zu versorgen, würde sie aber mit Blut in Kontakt bringen. Die Folge wäre die kultische Unreinheit. Sie könnten nicht am Opferdienst teilhaben, was die Ordnung gefährden würde.

Priester und Levit gehen darum nicht einfach vorbei, weil sie böse, gleichgültige Menschen wären. Im Gegenteil: Sie handeln nach den Maßstäben der Zeit durchaus tugendhaft. Sie vollziehen eine ethische Abwägung und bewerten ihren Dienst am Tempel in dieser konkreten Situation für wichtiger als die Hilfe für den Verletzten. Dabei können sie durchaus damit rechnen, dass diesem noch Hilfe zu teil werden wird, denn der Weg von Jericho nach Jerusalem ist eine alte Handelsstraße und in den Tagen Jesu viel begangen.

Erst der Samariter entscheidet sich zu helfen. Und auch das hat im Kontext der Geschichte eine besondere Pointe. Denn die Samariter waren eine Volksgruppe aus dem israelischen Nordreich, die zwar dieselben Überlieferungstraditionen mit den Menschen in Judäa teilten, aber den Tempel nicht als Heiligtum anerkannten. Von den Juden wurden sie darum für unanständig gehalten. Es ist in der Geschichte also genau der, der dem religiös Anständigen fernsteht, der hier zum Anständigen wird!

Dass die Abgründigkeit dieser Geschichte auch heute noch herausfordert, ist nicht schwer nachzuvollziehen, bringt sie doch den klassischen Konflikt zwischen einer an Normen orientierten Ethik und einer an Verantwortung sich ausrichtenden Ethik auf den Punkt. Was diese Geschichte deutlich macht ist: Nicht immer ist der Mensch, der die Konventionen einhält, der Gute. Manchmal geschieht das Gute erst dann, wenn man mit den Regeln, die richtig und falsch festlegen, bricht. Dietrich Bonhoeffer hat das so formuliert: »Freie Verantwortung beruht auf einem Gott, der das freie Glaubenswagnis verantwortlicher Tat fordert und der dem, der darüber zum Sünder wird, Vergebung und Trost zuspricht.«

Zum Lesen

Lk 10, 30-37

Zum Hintergrund

Luise Schottroff, Die Gleichnisse Jesu, Gütersloh 2005



Von der Gottesgeburt in der Seele

»Nimm dich selber wahr. Und wo du dich findest, da lass von dir ab. Das ist das allerbeste« – Diesen Satz hat nicht ein buddhistischer Lehrer formuliert, der seine Schülerinnen und Schüler lehrt, von der Anhaftung an der Welt frei zu werden. Der Satz stammt von Meister Eckhart, einem Mönch des 13. Jahrhunderts und einem der größten Mystiker, den das Christentum hervorgebracht hat. Eckhart predigte die »Weiselosigkeit« oder »Abgeschiedenheit«. Er meinte, Menschen müssten frei werden von allen Bildern, Vorstellungen und Plänen, um ganz die sein zu können, die sie in ihrem Innersten wirklich sind, nämlich Wesen, in denen Gott schon immer zu Hause ist. Er hält fest: »Nun magst du fragen, was Abgeschiedenheit sei. Hierzu sollst du wissen, dass rechte Abgeschiedenheit nichts anderes ist, als dass der Geist so unbeweglich stehe gegenüber allem anfallenden Lieb und Leid, Ehren, Schanden und Schmähung, wie ein bleierner Berg unbeweglich ist gegenüber einem schwachen Winde. Diese unbewegliche Abgeschiedenheit bringt den Menschen in die größte Gleichheit mit Gott.«

Es ist das Loslassen, von dem Eckhart behauptet, dass es den Menschen zu sich und darin zugleich zu Gott führt. Im Hintergrund steht hier bei Eckhart eine ganz bestimmte Vorstellung von der Inkarnation. Mit diesem Wort, das übersetzt so etwas wie »ins Fleisch kommen« heißt, bezeichnet das Christentum die Überzeugung, dass Jesus nicht nur Mensch war, sondern sich in ihm Gott in der Welt unmittelbar zeigt.

Eckhart lehrt nun, dass diese Verbindung von Gott und Mensch sich nicht nur einmalig in Jesus vollzogen hat, sondern dass in Jesus etwas sichtbar wird, das schon immer da war: Nämlich die Einwohnung Gottes in seiner ganzen Schöpfung und in jedem einzelnen Menschen. Im Seelengrund, so meint Eckhart, da findet sich Gott in jedem Menschen. Und in einem Menschen, der »abgeschieden« wird, ereignet sich die »Gottesgeburt in der Seele«.

Zum Lesen

Johannesevangelium Joh 1

Zum Hintergrund

Richard Rohr, Alles trägt den einen Namen.
Die Wiederentdeckung des universalen Christus, Gütersloh 2019



Von der Sorge um die anderen und sich selbst

Die Geschichte vom Heiligen Martin ist sehr beliebt, wenn es darum geht, Kindern näher zu bringen, dass man sich um Menschen, die Hilfe brauchen, kümmern und sie in ihrer Not nicht alleine lassen soll. Die Botschaft: Menschen, die sich als Christen verstehen, helfen anderen Menschen, und zwar unabhängig davon, in welcher Beziehung sie zu den anderen stehen oder ob die anderen ihrer sozialen Schicht angehören. Der römische Offizier Martin teilt seinen Mantel mit einem Bettler, der nicht mit ihm verwandt ist und den er, wäre er nicht zum Christen geworden, als Mann von Stand keines Blickes gewürdigt hätte. Nun aber, als Christ, ist dieser Bettler Martin zum Bruder geworden. So weit, so gut.

Was beim Erzählen der Geschichte allerdings gerne übersehen, oder zumindest nicht eigens betont wird, ist, wie präzise sie den Kern jüdischer und christlicher Ethik sie zum Ausdruck bringt. Dieser ist im Lukasevangelium festgehalten. Jesus diskutiert mit einem Schriftgelehrten darüber, was Menschen tun müssen, um am ewigen Leben teilzuhaben. Der Schriftgelehrte antwortet, und Jesus ist damit sehr einverstanden: »Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und deiner ganzen Kraft und deinem ganzen Denken, und deinen Nächsten wie dich selbst.« (Lukasevangelium Lk 10,27) Über allem also, steht die Gottesliebe. Der Mensch handelt gut, wenn es sich ganz in die Gotteswirklichkeit hineinbegibt, wenn er wirklich sein ganzes Sinnen und Trachten darauf richtet, eine Gottesbeziehung zu haben. Und dann kommt es: Um seinen Nächsten soll er sich so kümmern, wie er sich um sich selbst kümmern würde. Nicht weniger, aber eben auch nicht mehr! Christliche Ethik, das ist Gottesliebe plus Goldene Regel: Richte Dein Leben auf Gott aus und im Übrigen tue den anderen das, von dem Du möchtest, dass es auch Dir getan wird.

Das ist eine wunderbare Klarstellung im Hinblick auf all die Stimmen, die dem christlichen Ethos eine Pflicht zur Selbstverleugnung zuschreiben wollen, und die gerade dort, wo soziale Dienste christlich motiviert sind, gerne laut werden. Als müsse ein Christ immer und zu jeder Zeit alles für andere tun. Dass das nicht der Fall ist, macht die Geschichte vom Heiligen Martin deutlich: Dieser teilt den Mantel. Das heißt: Die eine Hälfte behält er für sich.

Zum Lesen

Mt 22,34-40; Mk 12,28-31; Lk 10,25-28

Zum Hintergrund

Reiner Anselm u.a., Evangelische Ethik kompakt.
Basiswissen in Grundbegriffen, Gütersloh 2015



Von wegen Heilige Nacht!

Die Weihnachtsgeschichte ist ein Kulturgut, das selbst Menschen, die Kirche und Christentum eher fernstehen, meist noch recht geläufig ist. Maria und Josef, der Stall, das Kind in der Krippe und die Engel am Himmel – wohl niemand, der diese typisch weihnachtlichen Motive nicht kennt. Aber: Kann man das alles glauben?

Nun, kann man nicht – und soll man auch gar nicht. Die Weihnachtsgeschichte, wie sie im Lukasevangelium erzählt ist, ist ein kunstvoll gearbeitetes literarisches Werk, das zahlreiche religiöse Bilder und Symbole zusammenführt, um deutlich zu machen, wie besonders der Jesus ist, dessen Geschichte das Lukasevangelium in den folgenden Kapiteln erzählen will. Deutlich wird das z.B., wenn man fragt, was es mit den Hirten und den Engeln eigentlich auf sich hat:

Aus dem Lukasevangelium erfahren wir, dass das neugeborene Jesuskind als erstes von einigen Hirten besucht wird. Diese werden mitten in der Nacht von niemandem geringeren als dem Engel des Herrn zuerst in Angst und Schrecken versetzt und dann aufgefordert, sich mal nicht so aufzuregen, schließlich, habe er eine tolle neue Nachricht, die er dann auch vorträgt, wobei im Hintergrund die himmlischen Heerschaaren das Ganze lautstark untermalen, damit die Botschaft auch den richtigen Wumms bekommt.

Wenn man den Anfang der Weihnachtsgeschichte so erzählt, stellen sich im Kopf Bilder ein, die aus einem Hollywoodfilm kommen könnten. Schwarze Nacht, der Ruf eines Schakals, das stille Getrappel von Schafen im Hintergrund, ein kleines Lagerfeuer, darum ein paar Männer in murmelndem Gespräch. Dann, plötzlich größer werdende Helligkeit, eine Figur in gleißendem Licht, durchdringende Stimme, bombastische Filmmusik – und schließlich verdatterte Hirten, die sich etwas verstört auf den Weg machen ...

Tatsächlich spielt Lukas in dieser Szene mit Figuren, die in der Welt seiner Zeit symbolisch hoch aufgeladen sind. Die, die sein Evangelium lasen und hörten, verstanden diese Symbolik unmittelbar und nachdem wir die Geschichte so oft gehört haben, meinen auch wir zu wissen, worum es dabei geht. Aber können wir uns wirklich sicher sein?

Engel galten und gelten zunächst einmal als Boten Gottes. Es ist nicht überraschend, dass diesen Mittlerwesen die Aufgabe zukommt, die Nachricht von der Geburt des Messias zu verbreiten. Überraschend ist aber, dass sie ihre Botschaft merkwürdigerweise nicht den vielen Menschen kundtun, die sich wegen der Volkszählung in der Umgebung von Bethlehem aufhalten, sondern einer Gruppe von Hirten, die auf freiem Feld bei ihren Ziegen und Schafen wachen. Wie die Engel ist die Figur des Hirten damals eine wichtige symbolische Gestalt und in der jüdischen Tradition durchwegs positiv besetzt: gute Herrscher werden als Hirten des Volkes bezeichnet, Gott selbst erfüllt als Hirte die gleiche Funktion.

Das Lukasevangelium nimmt dieses traditionelle Verständnis von Hirten und Engeln auf, führt sie aber auf eine verblüffende und heute vergessene Weise weiter. Schauen wir zunächst auf unser Verständnis: Für uns heute sind Engel entweder mollig kindliche Figürchen, die zu Hauf an den Decken und Säulen barocker Kirchen zur Füßen irgendwelcher Heiliger herumlümmeln. Oder aber wir sehen weißgekleidete junge Männer oder Frauen mit schimmerndem Blondhaar und flauschig-fedrigen Flügeln am Rücken, die mild lächelnd immer da und immer nah für den Schutz des ihnen anvertrauten Menschen sorgen. Hirten sind für uns einfache, naturverbundene Menschen, die in Gemeinschaft mit ihren Tieren ein friedvolles und beschauliches Leben führen, weit weg von den großen Städten und vom Stress des Alltags. Heimeligkeit, Frieden und Idylle also wohin man auch blickt.

In der Zeit der Entstehung des Lukasevangeliums dürften beiden Symbolgestalten aber eine ziemlich andere Bedeutung. Rufen wie uns die Szenen der Weihnachtsgeschichte, in denen Engel vorkommen, ins Gedächtnis: Da sind die Engel, die mit Zacharias und Maria reden, dann wenden sich Engel an die Hirten. Die Reaktion der Menschen, denen diese Engel begegnen, ist dabei immer identisch: Sie fürchten sich. Sie fürchten sich sogar sehr. Nun hätten ein gestandener Mann wie der alte Zacharias oder auch Gefahren und Entbehrungen gewohnte Hirten vor ein paar pausbäckigen Engelchen sicher nicht die geringste Angst gehabt. Und tatsächlich: Die altorientalisch-jüdische Tradition kannte ein ganz anderes Bild von Engeln. Engel

waren Boten Gottes, zugleich aber auch Werkzeuge seiner Herrlichkeit. Als solche konnten sie Angreifer oder Gegner Gottes bekämpfen und – wenn nötig – töten. Engel konnten durch Reißen, Brennen, Stechen, Schlagen oder mithilfe von Schwertern, Bögen und anderen – bisweilen durchaus übernatürlichen – Waffen die Feinde Gottes attackieren und vernichten. Im Alten Orient wurden Engel dabei meist als Mischwesen gedacht, die die Eigenschaften von mehreren für den Menschen gefährlichen Tieren – wie z.B. Adler, Löwe, Stier – in sich vereinten. Statuen dieser übergroßen Wesen mit menschlichem Kopf und tierischen Gliedern wurden gerne bei den Toren einer Stadt oder am Thron des Königs aufgestellt. Sie sollten abschreckend und furchterregend zugleich wirken.

Später entwickelte sich die Vorstellung, dass Kohorten von Engeln das Heer Gottes bilden, das dieser jederzeit gegen seine Feinde und allgemein gegen die Kräfte der Finsternis einsetzen kann: die berühmten himmlischen Heerscharen. Dabei geht es zunächst nicht darum, die Feinde zu besiegen, sondern darum, sie durch das geschlossene Auftreten und die gezielte Inszenierung der eigenen Stärke zu beeindrucken und zu entmutigen. Häufig war nach einer solchen Machtdemonstration gar kein Kampf mehr notwendig.

Und genau darum geht es im Lukasevangelium im Zusammenhang mit der Geburt Jesu. Wenn man den Text in diesem Sinn versteht, beschreibt Lukas auf den Feldern rund um das Haus, indem Jesus auf die Welt gekommen ist, keine »Stille Nacht, heilige Nacht« in der »alles schläft«. Da findet vielmehr eine himmlische Heerschau statt. Gott in seiner ganzen Herrlichkeit ist auf die Erde gekommen, Mensch geworden. Nachdem der Hauptengel wie ein Herold diese Botschaft herabgedonnert hat, tritt die gesamte Engelarmee Gottes – die himmlische Heerschar – auf den Plan. Die geflügelten Krieger halten vor den verwirrten und erschreckten Hirten gewissermaßen eine Militärparade ab und marschieren unmittelbar darauf in geschlossenen Reihen wieder in den Himmel hinauf. Ein gewaltiges, beeindruckendes Spektakel!

Warum aber sollen ausgerechnet die Hirten beeindruckt werden und nicht zum Beispiel König Herodes oder der römische Prokurator der syrischen Provinz oder vielleicht sogar der römische Kaiser Augustus selbst? Wir wissen es nicht genau. Aber wir finden vielleicht einen Anhaltspunkt für die Antwort auf unsere Frage, wenn wir uns noch etwas näher mit der Frage beschäftigen, was eigentlich symbolisch mitgesagt wird, wenn von Hirten die Rede ist. Was also wird über die Hirten berichtet?

In der Nacht, als Jesus geboren wird, liegen sie nicht einfach bei oder in ihren Zelten und schlafen so wie auch ihre Ziegen und Schafe. Nein, sie halten Wache. Das griechische Verb *phylasso*, das dabei verwendet wird, kann zwar »hüten, behüten« heißen, wenn es aber im Kontext von Krieg oder zumindest einem Konflikt auftaucht – also z.B., wenn Gottes Engelarmee sich am Himmel zeigt –, hat das Verb eine eher kriegerische Bedeutung im Sinn von »mit Waffen verteidigen«. So kann es auch ganz am Anfang des griechischen Alten Testaments verstanden werden. Das erste Mal kommt *phylasso* dort vor, als Gott dem Menschen die Schöpfung überlässt. Den Befehl, den er dabei ausspricht, hat man mehr als zwei Jahrtausende lang als »Macht euch die Erde untertan!« übersetzt. Heute dagegen versteht man den Satz (endlich) im Sinne eines verantwortungsvollen und nachhaltigen Umgangs mit der Schöpfung und zwar in der Bedeutung von: »Behüte die Umwelt!« Man könnte aber sogar noch weiter gehen und übersetzen: »Haltet Wache über die Erde!« – wenn nötig auch mit Gewalt. Das klingt fast wie ein Freibrief für moderne Öko-Kämpfer und ist aber tatsächlich die korrekte Wiedergabe von *phylasso*. Etwas später, nach dem Sündenfall, kommt auch wieder dasselbe Verb vor und zwar in dem Moment, als die Engel mit Feuerschwertern den Weg zum Baum des Lebens versperren. Auch hier hält jemand Wache – nämlich die Engel – und auch hier tragen die Wächter Waffen.

Aber sind die Hirten denn tatsächlich auch Krieger unter Waffen? Wir heute meinen, dass das nicht sein kann. Unser naturromantisches Vorurteil sieht den Hirten als einen friedlichen, armen Zeitgenossen, vielleicht etwas übelriechend aber nett. In der Antike dagegen waren Hirten durchaus als gefürchtete Kämpfer bekannt. Im Kriegsfall, wenn aus den einfachen Bewohnern des Landes Truppen ausgehoben und aus Bauern und Handwerkern Soldaten wurden, bildeten die Hirten oft eine Art Spezialeinheit. Denn sie konnten mit einer besonders gefährlichen Waffe umgehen: der Steinschleuder. Nicht nur der Hirtenjunge David hat mit dieser gefürchteten Fernwaffe den mächtigen Goliath erledigt, nein auch die römische Armee rekrutierte aus dem Hirtenvolk der Insel Rhodos oder von den Balearen Schleuderer. Gut trainiert und unerschrocken

wie sie waren, geübt mit der guten und einfachen Fernwaffe, mit der sie die Herde lenkten sowie Raubtiere und Viehdiebe fernhielten, waren sie im Krieg gefürchtete Scharfschützen, die aber auch im Nahkampf mit Stock oder Dolch gekonnt umzugehen wussten.

Wenn die Hirten im Lukasevangelium also von den Engeln aufgefordert werden, zur Krippe zu gehen, dann sollen sie nicht einfach einen Abendspaziergang machen oder mal neugierig schauen, ob die Engel Recht haben oder nicht. Sie sollen zur Geburtsstätte des Messias eilen, um diesen zu beschützen, sozusagen als seine Ehrengarde. Damit übernehmen sie die Rolle der Engel-Heerscharen, die gerade dabei sind, in den Himmel zurückzukehren. Nach den ersten Schrecksekunden in dieser gar nicht so stillen Nacht sind die Hirten selbstverständlich bereit, ihre Arbeit stehen zu lassen und in den möglicherweise bevorstehenden Kampf zum Schutz des Messias zu ziehen. Nachdem sie vor Ort aber festgestellt haben, dass alles in Ordnung ist und ihre Security-Dienste nicht benötigt werden, kehren sie beruhigt zu ihren Tieren zurück.

Zum Lesen

Lk 2,1-16

Zum Hintergrund

Simone und Claudia Paganini, Von wegen Heilige Nacht! Der große Faktencheck zur Weihnachtsgeschichte, Gütersloh, 2. Auflage 2021 [der obige Text ist zu großen Teilen aus diesem Buch übernommen]

